This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
H470
K92
t.
A 926,803
UNIV.
OF
MICH.

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Krienitz, Elise

Heinrich Heine's letzte Tage.

Erinnerungen

von

Camilla Selden, pseud.

Aus dem Französischen.

Einzige autorisierte deutsche Ausgabe.

Jena,
Hermann Costenoble.
1884.

Vorrede.

Seit Jahren hatte ich H. Heine als Schriftsteller und Dichter gekannt, als ich am Abende seines Lebens auch in persönliche Beziehungen zu ihm trat. Ich war in Wien gewesen, und einer von des Dichters dortigen Verehrern hatte mich gebeten, demselben einige Musikstücke zu übermitteln. Der Sicherheit wegen brachte ich die Blätter selbst nach Heines Wohnung. Nachdem ich mich hier meines Auftrags entledigt hatte und nun

201131

gehen wollte, ertönte im Zimmer nebenan ein ziemlich schriller Klingelzug, und der Klang einer etwas herrischen Stimme, die mich zum Bleiben einlud, schlug an mein Ohr. Eine Thüre öffnete sich, und vor mir lag ein Zimmer, dessen Dunkelheit mich beim Eintreten gegen einen mit Papier bekleideten Wandschirm stoßen ließ. Auf einem ziemlich niedrigen Lager hinter demselben ruhte ein kranker, halb blinder Mann, der bedeutend jünger aussah, als er es in Wirklichkeit war, und dessen Züge von einem eigentümlich fesselnden Interesse waren: ich glaubte einen Christuskopf vor mir zu sehen, über dessen Gesicht Mephistos Lächeln glitt. Der Kranke richtete sich empor, und, mir die Hand reichend, drückte er seine Freude darüber aus, eine Persönlichkeit bei sich zu sehen, die „da unten“ gewesen war. Bei diesem „da unten“ entschlüpfte ihm ein Seufzer, der wie der Wiederhall einer wohl bekannten, aber schon lange

nicht mehr gehörten Melodie erstarb. Am Krankenbette, im Angesichte des Todes wird ein Freundschaftsband schnell geknüpft, und als ich aufbrach, gab mir Heine ein Buch und bat mich, wiederzukommen. Diese Einladung hielt ich damals für eine bloße Form der Höflichkeit und folgte ihr nicht, da ich auch den Kranken zu beunruhigen fürchtete. Nun wurde die Einladung schriftlich wiederholt, und der sie begleitende Vorwurf erregte mich ebenso, als er mir schmeichelhaft war.

Von diesem Tage an hörten meine Besuche erst auf, als der Dichter an einem düsteren Februarmorgen nach seiner letzten Ruhestätte getragen wurde. — —

Die vorstehenden Zeilen mögen einer Arbeit als Vorrede dienen, die bestrebt ist, ein Bild von dem Lebensabende Heines zu zeichnen.

Als dieser Abschnitt vor fünfzehn Jahren in der „Revue nationale“ erschien, dachte ich nicht daran, Schriftstücke zn benutzen, die

heute das Hauptinteresse des Werkes bilden. Seitdem jedoch haben Zeit und Umstände meinen Sinn geändert und die Bedenken zurückgedrängt, die ich in jüngeren Jahren hegte. Heute halte ich mich nicht mehr für berechtigt, der Öffentlichkeit Briefe vorzuenthalten, die, wenn sie auch an mich gerichtet sind, doch immer dem Dichter angehören, dessen Lebensgeschichte sie vervollständigen, dessen Ruhmesglanz sie erhöhen.

1.

Zu einer Zeit, wo jeder Künstler sich ein, wenn auch nicht malerisches, so doch wenigstens hübsch und behaglich ausgestattetes Heim zu schaffen strebte, mußte es mich ganz besonders betroffen machen, Heine in Räumen zu finden, die auch nicht eine Spur von Eleganz, nicht den mindesten Komfort zeigten, und deren Mobiliar einer längst entschwundenen Epoche angehörte. Es drängte sich mir die Frage auf, was diesem Dichterheime eine solche Färbung gegeben haben könne; etwa bloße Sorglosigkeit, ein an Äußerlichkeiten achtlos vorübergehender Sinn?

oder sollte vielleicht die bleierne Schwere erzwungener Sparsamkeit auf dem Haushalte lasten?

Als ich Heine zum ersten Male sah, wohnte er nicht weit von den elysäischen Feldern, im fünften Stockwerke eines in der Matignon-Allee gelegenen Hauses. Die Wohnung enthielt drei oder vier Zimmer, von denen eins das Eßzimmer war und zwei dem Herrn und der Frau vom Hause als Wohnräume dienten. Die Ausstattung des Krankenzimmers bestand aus einem ziemlich niedrigen Bette hinter einem Wandschirme, einigen Stühlen und einem Schreibtische aus Nußbaumholz, welcher der Thüre gegenüber stand. An der Wand hingen in Rahmen, die aus den ersten Regierungsjahren Louis Philipps stammten, zwei Kupferstiche, „Die Schnitter" und „Die Fischer" nach Leopold Robert. Die Fenster, welche nach der Straße zu lagen, führten auf einen kleinen Altan hinaus, der bei großer Hitze mit einem Zeltdache überspannt wurde, wie dies in ähnlicher Weise bei kleinen Kaffeehäusern zu geschehen pflegt.

Bis dahin hatte keine Spur auf die wal-

tende Hand der Frau vom Hause gedeutet, welche ich im anderen Zimmer unter allerlei Trödel- und Flitterkram fand. Von einer sehr günstigen Beleuchtung hob sich hier das Bild derselben ab, sie in einer Tracht darstellend, welche am Schluß der dreißiger Jahre Mode gewesen war.

2.

Der Wirklichkeit entsprach das Bild, das meine Phantasie sich von Frau Heine geschaffen hatte, keineswegs. Eine schöne, elegante, zierliche Gestalt, mit bleichen, interessanten Zügen und großen, rätselvollen Augen — so hatte ich sie mir ausgemalt. Nun aber stand eine brünette, ziemlich starke Dame vor mir, welche harmlos-vergnügt aussah und sich, nach ihrer frischen, gesunden Gesichtsfarbe zu schließen, viel im Freien bewegte. Ein schmerzlich ergreifender Anblick war es, dieses Bild des Lebens und der Gesundheit neben jener bleichen Leidens-

gestalt zu sehen, die der heranschleichende Tod schon vor seiner Ankunft in Fesseln geschlagen hatte. Doch dieser Kranke, den nur noch ein dünner, loser Faden ans Leben knüpfte, schaffte und wirkte immerfort für das tägliche Brot und die schönen Kleider seiner Frau. Was Biographen über das Verhältnis der beiden Gatten und den Mann zu faseln belieben, der zu verliebt war, um nicht verschwenderisch zu sein, kann keinen Augenzeugen täuschen. Zu einer Idylle machen zu wollen, was der Dichter selbst nie für eine solche auszugeben gedachte, hieße Poesie auf Kosten der Wahrheit schaffen; sollte diese aber, die das Andenken des Toten nur ehren kann, hier nicht besser am Platze sein?

3.

Ein Egoist ist Heine keinem Menschen gegenüber gewesen, ungeachtet aller gegenteiligen Behauptungen. Gefällt er sich auch darin, den Mephisto zur Schau zu tragen, und über Tugend und Liebe zu spotten, so darf man doch nicht an ihm irre werden. Man pflegt seine geistige Richtung als eine entartete zu bezeichnen, und unbegründet ist ja auch nicht alles, was man gegen ihn vorgebracht hat. Findet man aber bei jenen Dichtern, über denen der Nimbus der Tugend schwebt, vielleicht nicht einmal Schiller ausgenommen, so zauberisch schöne, von einer

solch zarten Innigkeit des Gefühls durchdrungene Verse, wie diese: „Du bist wie eine Blume —?“

Dies sind Worte desjenigen, welcher seine alte, kränkliche Mutter durch Briefe heitersten Inhaltes zu beruhigen wußte, während er sich unter der Folterqual unerträglicher Schmerzen wand, der aber auch beißende Spottreden für die hatte, die ihn zu lieben behaupteten, ihn in Wirklichkeit jedoch nur ausbeuten wollten. So sagte er zu mir, als ich einmal bald nach Neujahr einige Worte der Anerkennung über den Eifer seiner Krankenwärterin Katharina hatte fallen lassen:

„Du vergißt, daß wir in der Zeit der Neujahrsgeschenke leben, in der man sich zu bedanken hat. So giebt's denn sechs Tage hindurch — drei vor, drei nach dem 1. Januar — eine sehr fürsorgliche Behandlung, die Rechnung stimmt. Die Dienstboten sind auch nicht jedes edleren Gefühles bar, wie Du siehst.“

4.

Neben Katharina, der Krankenwärterin, die nie ohne das Kopftuch erschien, das sie zur „Dame Infortune“ gemacht hat, wirkte im Haushalte Pauline, auf deren Schultern die Pflichten einer Gesellschafterin und Kammerzofe ruhten, die, mit einem Worte, Mädchen für Alles war. Die Vertrauten des Hauses, der übrige Teil der Dienerschaft kann ich nicht sagen, bestanden damals aus dem Sekretär Heines, einem Sachsen von guter Herkunft, der sich bei den politischen Ereignissen des Jahres 1849 kompromittiert hatte, und einem alten, halb ge-

lähmten Israeliten, dem Doktor Löwe, der von den Wohlthaten des Dichters lebte und die kleine geheime Polizei zu leiten hatte, welche derselbe zu unterhalten für nötig fand. Auch die, welche sonst im Hause vorsprachen, hatten fast sämtlich an den Klippen der Politik und der Liebe Schiffbruch gelitten und gehörten jener Sphäre an, die Heine als fürstliche Halbwelt bezeichnete. Da war die Prinzessin Belgiojoso, die viel von ihrem kranken Magen sprach und behauptete, nur Speisen auf Eis und zwar bloß um Mitternacht genießen zu können. Eine andere Ruine, die Prinzessin W. aus Weimar, schleppte sich mit frommen Broschüren herum, deren Weihrauch Gott ruhig über sich ergehen ließ, und eine Engländerin wurde mir vom Dichter als das Original der Lady Mathilde aus den „Reisebildern“ bezeichnet. Mit dem Departement der Liebesangelegenheiten war Frau Jaubert wohl vertraut, die, eine wahre Liliputergestalt, vom Scheitel bis zur Sohle schmuck und sauber gekleidet, mit einem kleinen Regenschirme in ihren Händchen, einen fast grotesk-komischen Anblick gewährte.

UofM

5.

Das Gepräge, welches auf Wohnung und Umgebung liegt, führt eine gar beredte Sprache, und so glaubte ich in dem gegenwärtigen Elende des Dichters einen Trümmerhaufen zu erblicken, der aus den Bruchstücken einer krankhaften Vergangenheit bestand. Aus jeder Phase seines Lebens schien etwas zurückgeblieben zu sein, um zu einem Chaos durcheinander gewürfelt zu werden, in dem alle möglichen Strömungen sich spiegelten.

Wohnt auch vielleicht in jedem Künstler ein Etwas, das sich gegen den äußeren Zwang

einer streng geregelten Lebensordnung aufbäumt, so muß er doch, wenn er ein großer Künstler sein und bleiben will, die Herrschaft über diesen Trieb in Händen haben, um ihn stets in seine Schranken verweisen zu können. Wie der Franzose über dergleichen Dinge denkt, hat Heine wohl kaum gewußt. Wenn auch die Hülle Voltaires ihn umkleidete, so steckte doch tief in seinem Blute das deutsche Element und kehrte auch seine naive Seite heraus, als er die Schöpfungen des ihm keineswegs sympathischen Alfred de Müsset mit vollem Ernste für bare Münze nahm. Ein derartiger Standpunkt war jedoch ein schon überwundener, als ich in den Lebenskreis des Dichters trat.

Meine etwas kosmopolitische Erziehung und lange Reisen hatten mich auf einen solchen Verkehr vorbereitet; dann aber wurzelte ja tief in meinem Herzen die vollste Bewunderung für den Schöpfer des „Buches der Lieder," dessen Gedichte mir meine Mutter in kleinen Prachtausgaben geschenkt hatte, und die das Lebenselement meiner Jugend gewesen waren. Dank den herrlichen Bildern, die hier vor meinem geistigen Auge emporstiegen, schien

sich mir die ganze Natur in ein irdisches Paradies zu verwandeln, und ich schreckte nicht vor der ungestümen Wildheit zurück, die sich dazwischen Bahn brach. Gegen meinen Lieblingsdichter geschleuderte Angriffe verknüpften diesen nur noch fester mit meinem innersten Sein, und wenn ich frühzeitig eine Lanze für ihn einlegte, fühlte ich, daß ich gewissermaßen mich selbst verteidigte und mich auf den Kampf gegen menschliche Bosheit und Dummheit vorbereitete. Heine erkannte diese Berührungspunkte und freute sich über die Selbständigkeit eines Geistes, der nicht auf dem Pfade der Allerweltsweisheit wandelte. Der Abscheu vor dem Schlendrian, dem Häßlichen, Gemeinen, der Haß gegen alles Erkünstelte, die Verachtung hochtrabender Wortklingeleien und eitler Gefühlsschwärmerei, vor allem aber die ganze und volle, die begeisterte Hingabe an den Kultus des Schönen — das wurde zum geistigen Bande zwischen uns. „Unsere Geister," sagte Heine zu mir, „sind nahe verwandt, und daher habe ich nichts vor Dir zu verbergen."

MNOU

6.

Die Beziehungen zwischen dem Dichter und mir waren auf vollkommenes gegenseitiges Vertrauen gegründet, wie dieser Brief aus der ersten Zeit unserer Bekanntschaft es beweist.

3, Avenue Matignon, den 20. Juni 1855.

Sehr liebenswürdige und ehrenwerthe Person!

Ich bedauere sehr, daß ich Sie letzthin nur wenige Augenblicke sehen konnte. Sie haben einen äußerst vortheilhaften Eindruck hinterlassen, und ich sehne mich nach dem Vergnügen, Sie recht bald wieder zu sehen. —

Wenn es Ihnen möglich ist, kommen Sie schon morgen, in jedem Fall sobald es Ihnen Ihre Zeit erlaubt. Sie kündigen sich an, wie letzthin. Den ganzen Tag bin ich zu jeder Stunde bereit, Sie zu empfangen. Die liebste Zeit wäre mir von 4 Uhr bis so spät Sie wollen. — Trotz meines Augenleidens schreibe ich eigenhändig, weil ich jetzt keinen vertrauten Sekretär besitze. — Ich habe heftiges Ohrensausen und bin noch immer sehr leidend. Ich weiß nicht, warum Ihre liebereiche Theilnahme mir so wohl thut, warum ich abergläubischer Mensch mir einbilden will, eine gute Fee besuche mich in trüber Stunde. Sie war die rechte Stunde. — Oder sind Sie eine böse Fee?

Ich muß das bald wissen.

Ihr

Heinrich Heine.

Heine beugte sich vor der gegenseitigen Anziehungskraft gleichgearteter Geister. Dann aber hatte er es ja selbst gesagt, daß ich zur richtigen Zeit, gerade in dem Augenblicke gekommen war, wo ich kommen sollte, und so

MnoU

manches Band läßt sich doch nicht knüpfen, weil man dies im verfehlten Momente zu thun versuchte. Jahre sind seitdem vergangen, und der Verkehr hat mich mit neuen Menschen in Berührung gebracht. Ziehen nun an meinem geistigen Auge jene gemeinsam verlebten Stunden nochmals vorüber, so erwacht in mir die Erinnerung an eine gegenseitige, völlig aufrichtige Herzlichkeit und an ein geistiges Band, das auf beiden Seiten stets rein geblieben und nie durch einen störenden Schatten irgend welcher Art getrübt worden ist. Weil wir uns vom ersten Augenblicke an kannten, war jede Möglichkeit eines Mißverständnisses von vornherein ausgeschlossen, und ohne Furcht vor falschen Deutungen konnten wir uns zeigen, wie wir wirklich waren. Unsere gegenseitigen Beziehungen erhielten dadurch einen ganz eigenartigen, unbeschreiblichen Reiz, den selbst Fernstehende spürten, und dem sie mit Hochachtung gegenüber standen.

Heine hatte mich sogleich geduzt, wodurch er in mir das Gefühl alter Vertraulichkeit weckte, und nach dem Petschaft, dessen ich

mich gewöhnlich bediente, gab er mir den Beinamen „Mouche." Als ich mich nun von ihm als Verwandte behandelt sah, war ich auch meinerseits bestrebt, mich als solche zu zeigen. Die Abwesenheit des Sekretärs, des Herrn v. Zichlinsky, der krank wurde und keinen Stellvertreter erhielt, sollte mir Veranlassung geben, dessen Thätigkeit zeitweilig zu übernehmen. Heine machte gerne von den kleinen Talenten seiner Mouche Gebrauch, wie er sich ausdrückte, und ließ mich die Briefe adressieren, die er an seine Mutter, die arme, alte Frau, schrieb, oder die Probebogen von der französischen Ausgabe seiner „Reisebilder" durchsehen. Da ich mich litterarisch noch nie beschäftigt hatte, wurde es mir keineswegs leicht, einen Text zu berichtigen, in dem es von Attentaten auf eine gute Ausdrucksweise förmlich wimmelte. Bisweilen benutzte auch Heine, weil ihm das Schreiben so entsetzlich schwer fiel, meine Kenntnis des Deutschen, um mir Briefe zu diktieren, und hier glaube ich mich keiner Indiskretion schuldig zu machen, wenn ich eines Schreibens erwähne, das sich wohl noch heute im Besitze der Familie Roth-

schild befindet. Es ist an dieselbe beim Tode des Familienoberhauptes gerichtet und enthält in Form einer Beileidsbezeugung ein ebenso großartiges, wie tief ergreifendes Bild jüdischer Trauer. Anknüpfend nun an diesen Brief, den Heine mir diktierte, und welchen er als kalligraphisch nicht ganz vorwurfsfrei bezeichnete, legt er sich den Titel Schulmeister bei, welcher in den Briefen an mich mehrmals vorkommt.

„Heute wird keine Schule gehalten, denn der Schulmeister ist noch nicht auf Deck, wie die alte Lißt behauptet: daher will ich Dich heute entbehren. Laß es mir aber wissen, ob du morgen (Montag) kommen kannst. Der Kopf thut mir entsetzlich weh, und es wäre schnöde Selbstsucht, wenn ich Dich herlocken wollte, ohne mich mit Dir unterhalten zu können. Deine Antwort, meine liebe Mouche, erwartend, zeichne ich mich als über alle Begriffe vernarrt in Dich

H. H.“

Ganz besonders konnte der Dichter über die wenig korrekte Form meiner großen Buch-

staben böse werden, und ich sehe noch, wie der gefürchtete, unbarmherzige Spötter mit dem Finger seine gelähmte Wimper aufhob, um mich besser auf meine Sünden aufmerksam zu machen und mir vorzuschreiben.

Fehler dieser Art hielt er jedoch immer noch für verzeihliche, wenn ihre ungeschickten Eigentümer auch nicht seinem Zorne entschlüpften. Einst empfing er einen Geschäftsbrief von einem Freunde aus Deutschland, einem Einfaltspinsel, der sich zum Gelehrten aufspielen wollte und auf die dreimal unglückliche Idee verfallen war, sein Schreiben mit Citaten aus Schiller zu spicken. Ein Geschäftsbrief an Heine mit Schillerschen Versen geschmückt! Über diesen sonderbaren Einfall konnte der also Beglückte gar nicht hinwegkommen, und in polterndem Zorne stieß er heftig und ruckweise die Worte heraus: „Ob dieser Mensch denn wirklich glaubt, daß ich mich für Schiller interessiere?“ wobei ein Lächeln den Sinn des Gesagten vervollständigte, und er augenscheinlich an diesen Fonds unausrottbarer Einfalt dachte, der wie ein Erbfluch dem Philister eines jeden Landes und

einer jeden Stellung anhaftet. Was er jedoch als bloße Dummheit verurteilte, wollte mir wie der Ausfluß einer absichtlichen Bosheit vorkommen. Der geistvolle Dichter und scharfblickende Kritiker, der es seinen Landsleuten nicht verzieh, ihn so obenhin behandelt zu haben, vergaß, daß die Leute dem keine Tempel bauen, der sie als Bürgerpack und Einfaltspinsel bezeichnet.

7.

Sollte ich Heines Mitarbeiterin werden? Er schien prüfen zu wollen, ob meine Kräfte einer großen Aufgabe gewachsen seien, ob meine Schwingen auch nicht erlahmen würden, wenn sie dem Fluge seiner Gedanken folgen sollten, und sprach ausführlich über die französische Übersetzung seiner Schöpfungen mit mir. „Der neue Frühling," der so meisterhaft das Herz schildert, in dem es kalt und öde geworden war, und das nun durch neue Liebe zu neuer Frühlingswonne erwacht, sollte in der „Revue des Deux Mondes" veröffentlicht werden; um ihn jedoch

in jenem Leserkreise heimisch zu machen, mußte ein Französisch geschaffen werden, das ebenso den Gesetzen der Schönheit, wie den Regeln der Grammatik entsprach.

Meine französische Übersetzung wollte nun Heine, sagte er, mit der seiner anderen Übersetzer vergleichen, um ihre Arbeit nach der meinigen zu beurteilen. Unbegreifliche Sorglosigkeit! So wenig Wert legte ich damals auf mein Schaffen, daß ich nie daran gedacht habe, mir von der Revue das Manuscript geben zu lassen, das meine erste litterarische Arbeit enthält. Meinem Freunde hatte ich einen Dienst erwiesen, und das genügte mir.

8.

Interessante Bemerkungen knüpften sich an die gemeinsame Lektüre. Heine fand Gefallen an meiner deutschen Aussprache, die ihm einfach, natürlich, völlig dem Geiste der Sprache angemessen erschien, die er die schönste und klangvollste der Welt nannte. Das Französische war seiner Meinung nach mehr trocken als elegant, und besaß für die zarten, feinen Pulsschläge der Poesie keinen Ausdruck. Bekannt ist seine Abneigung gegen Viktor Hugo und Alfred de Musset. „Nichts als gereimte Prosa," rief er, als ich ihm eines Tages des Letzteren „Mardoche" vorgelesen

hatte. Dagegen war Alexander Dumas Vater sein Mann, und er wurde nicht müde, dessen Schwung, fröhlich pulsierendes Leben und wunderbare Gestaltungskraft zu rühmen. Die „Drei Musketiere" hat er mir mehr wie einmal als das Muster einer Romangattung bezeichnet, die auffrischend und angenehm fesselnd unterhalten will, und in der Kunst, dies zu können, pflegte er noch mit Vorliebe den heute vergessenen Karl Rabou und dessen Roman „Der Arme von Montléry" zu nennen. Von dem sogenannten philosophischen Romane hielt er nicht sonderlich viel, und ohne Georg Sands großes Talent zu verkennen, stimmte er doch nicht in die Hymnen ein, die zu ihrem Lobe ertönten und ihren Geist und Stil als männlich rühmten. Für ihn hatte gerade ihre ganze Denk- und Schreibweise einen ausgeprägt weiblichen Charakter, und er behauptete, daß das philosophische Element, welches der Urenkelin der Aurora von Königsmark als deutsches Erbteil im Blute stecken mochte, ihre Urteilskraft nicht von den Schlacken weiblicher Verschrobenheit hatte reinigen können, und daß an ihrem überreichen Wortschwalle, ihren hoch-

trabenden Reden, einförmigen Thesen, lebensunfähigen Gestalten sofort ihr Geschlecht zu erkennen sei. Er rügte an ihr diesen Fehler der meisten Schriftstellerinnen, nämlich den Mangel an Objektivität, welcher sie, wie manche ihrer Vorgängerinnen, dahin geführt hatte, ihre Principien durch ihre Schriften zu beweisen, oder vielmehr ihre Principien in handelnde Personen zu verwandeln. Als er sie einst einen Blaustrumpf genannt hatte, und ich dagegen protestieren wollte, rief er: „Nennen wir das Ding beim rechten Namen.“

Ein Dichter wie Heine wandelt seine eigene Straße; er, der in den einfachsten Ausdrücken die glänzendsten Bilder entwarf, konnte einem wortreichen Redestrom wohl keinen Geschmack abgewinnen, und überdies war er ein zu klarer Kopf, um nicht Romane zu belächeln, die die Gesellschaft zu reformieren gedachten. Seiner Meinung nach war es die Aufgabe eines jeden wahren Künstlers, mochte derselbe Romanschriftsteller, Lyriker oder Dramatiker sein, in treuer Wiedergabe der Natur die schönste Poesie zu suchen. Dies hielt er für das Höchste, was überhaupt geleistet werden

konnte, und von denen, die sich an die Lösung dieses großen Rätsels gewagt hatten, stand ihm Shakspeare, von dem er nur mit vollster Begeisterung sprach, obenan. „Sieh," sagte er, „wenn der liebe Gott auch den ersten Platz in der Schöpfung für sich in Anspruch nimmt, so kommt doch Shakspeare gleich in zweiter Reihe."

9.

Anhaltendes Vorlesen ermüdet einen Kranken, und so mußte ich bisweilen innehalten. Dann lag wohl Heine mit halb geschlossenen Augen da, streckte seinen Arm aus und bat mich, meine Hand in die seinige zu legen, die er nun so fest umschloß, als ob es in meiner Macht stände, ihn dem Tode zu entreißen. So wolle er sich, sagte er, wobei der Klang seiner Stimme eine eigentümliche Schärfe annahm, an das fliehende Leben klammern. Um diese düstere Stimmung zu verscheuchen, bat ich ihn dann, mir von seiner Vergangenheit, seinen

Studentenjahren zu erzählen, und die Schilderung, welche er von seinem Aufenthalte in Bonn entrollte, erinnerte an Göthes unsterbliche „Lehrjahre.“ Mit sprudelnder Lebendigkeit, spöttisch aufblitzender Begeisterung suchte dieser andere Wilhelm Meister ein Bild jener „Burschenschaften“ zu entwerfen, denen er selbst angehört hatte, und nach deren Seitenstücken man das Mittelalter oder Viktor Hugos „Notre-Dame de Paris“ durchstöbern könnte. Der „Lehrjahre“ habe ich vorhin nicht gerade an geeignetster Stelle Erwähnung gethan. Die Leute, die hier an mir vorüberspazierten, füllten ihre Zeit aus durch Liebeleien, Trinkgelage, müßige Erörterungen, Spötteleien, mehr oder minder gelungener Art, über alles Bestehende und auch wohl über das Nicht-Bestehende, durch Zank, Streit, Raufereien, Duelle; mit einem Worte, alle nur erdenkbaren Narrheiten und tollen Streiche nisteten im Hirne eines solchen deutschen Studenten, dem es natürlich an Vorwänden und Beschönigungen nicht fehlte. Hatte er in der Nacht vollauf mit den Gelagen zu thun, so mußte er sich doch am Tage von solchen An-

strengungen würdig erholen. Viel Zeit zum Arbeiten war demnach nicht zu erübrigen, und was getrieben wurde, konnte kein helles Licht in die Köpfe bringen.

Zu der Zeit, von der Heine sprach, war auch noch die Politik, von der wohl nur die Schenkwirte etwas hatten, vielen Studenten zu Kopfe gestiegen. Patriotische Lieder singend, zogen sie in großen Scharen nach einer von diesen Ruinen, von denen man auf den alten Rhein herabsieht, und überließen sich hier im Lande des Weines, im Schutze verfallener Schlösser ziemlich unschuldigen Protesten gegen die Tyrannei der Despoten. Nach Bewältigung der mitgenommenen Mundvorräte wurde gewöhnlich zu einem feierlichen Redeakte geschritten, wobei sich die Sprechenden jedoch häufig in den Schlingen ihres Satzbaues verstrickten. Ein anschlägiger Kopf wußte aber auch dafür Rat, wie der Tag zeigen sollte, an dem man auf dem Drachenfels versammelt war. Hier machte nämlich ein Kommilitone mit etwas schwerer Zunge den Vorschlag, an Stelle der Rede ein Freudenfeuer treten zu lassen, zu dem die nahe Burg-

ruine das Material hergeben sollte, und mit donnerndem Beifalle stimmte man ihm begeistert zu. Nachdem man noch in aller Eile einige Sätze höchster Weisheit, wie den Ausspruch, daß die Einigkeit stark macht, zu Tage gefördert hatte, wurde der schnell aufgerichtete Holzstoß in Brand gesteckt. Der Turm fing Feuer und flammte hell auf. Allein die Behörde, die Arm in Arm mit den Despoten geht, sah nicht ein, was für einen Nutzen die Zerstörung einer malerischen Ruine haben könne, und verbat sich die Spielerei, so daß die Freudenfeuer schnell ein Ende nahmen. Heine erinnerte sich ganz besonders lebhaft einer Luftröhrenentzündung, die er sich bei jener Gelegenheit geholt hatte, und die so heftig gewesen war, daß sie ihm den Geschmack an dergleichen Demonstrationen für immer verdarb.

Eine andere Scene, von der Heine ebenfalls als Augenzeuge berichtete, kennzeichnet vielleicht noch besser das widerwärtige Wesen eines Menschen, der sein Leben in den Kneipen vertrödelt und mit seiner Dummheit prahlt, statt es dahin zu bringen, daß er auf sein

Wissen stolz sein kann. Ein Student wollte sich, dem Gebrauche deutscher Universitäten gemäß, zu den Vorlesungen eines berühmten Rechtsgelehrten, des Herrn v. Savigny, einschreiben lassen und erschien bei diesem Professor in einem Schlafrocke und mit schief aufgesetzter Mütze, während aus einer zerrissenen Tasche das Rohr einer langen Pfeife hervorguckte, und er einen unangenehmen Tabaksgeruch um sich herum verbreitete. Mit albernem Lächeln wollte der Mensch hereintreten, als ein fragender Blick des Herrn v. Savigny ihn auf der Schwelle festhielt.

„Haben Sie außer diesem Schlafrocke keine anderen Kleider?" fragte derselbe streng.

Der Flöz fuhr wütend auf und wollte durch seine kühne Haltung imponieren, indem er entgegnete, daß er unter seinen andern Kleidern auch noch einen ganz neuen Leibrock habe.

Eine bezeichnende Geberde des Herrn v. Savigny hemmte seinen Redefluß. „Nun gut," sagte dieser, „so kleiden Sie sich an und kommen dann zu mir."

10.

Der Arzt hatte mir einen Aufenthalt in Wildbad im Schwarzwalde verordnet, und ich mußte also meine Besuche zeitweilig einstellen. Diese Nachricht wirkte niederdrückend auf den Kranken. Ich ging nach — Deutschland, und ach! er konnte nicht mit, denn seine Kraft war gebrochen und unwiederbringlich dahin, und kein Messias sagte zu ihm: „Stehe auf und wandle!“

Er hatte sich auf sein Kissen zurückgelegt und schien zu träumen. Wo war er jetzt? Im Schwarzwalde, glaube ich; ein malerisches Bild zieht an seinem Geiste vorüber. Hoch

oben auf dem Berge liegt die schattige Säulenhalle dunkler Tannen, mit dem blauen Firmamente im Hintergrunde und wehenden Farnkräutern, welche bewegliche Schattenbilder zeichnen, am moosigen Boden; am Bergesabhange breitet sich unter dem weiten, freien Himmelszelte ein Dörfchen aus, ein idyllisches Landschaftsgemälde von unvergänglicher Frische; auf geschwätzigen Wassern tanzen lachende Lichtstrahlen, und heiterer Sonnenschein lagert auf der malerischen Schlucht und ihrem Blumenflor.

Heine schwieg, und so wagte ich auch nicht zu sprechen, sondern blickte auf die Stäubchen, die im Zimmer umherflogen.

Eine erstickende Hitze drang durch das geöffnete Fenster, und im Zimmer nebenan ließen sich zankende Stimmen hören. Da entrang sich ein schwerer Seufzer der Brust des Kranken, und Thränen drängten sich in meine Augen; fast schien es mir wie ein Unrecht, an meine Gesundheit zu denken, während der Tod vor seiner Thüre stand.

11.

Allerliebste, süße Mouche! Oder soll ich vielleicht von Deinem Petschaft absehen und Dich nach dem Parfüm Deines Briefes nennen? Dann müßte ich mein allerzierlichstes Moschuskätzchen zu Dir sagen. Vorgestern habe ich Deine Sendung erhalten, die pattes de mouche gehen mir beständig im Kopfe, vielleicht auch im Herzen herum. Nimm meinen vollsten Dank für jeden Beweis Deiner Zuneigung. Die Übersetzung der Gedichte ist vortrefflich, und ich beziehe mich auf das, was ich Dir vor Deiner Abreise über diesen Gegenstand sagte. Auch freue ich mich

Dich bald wiederzusehen, und einen Kuß auf Dein liebliches Schwabengesicht zu drücken. Ach! diese Worte würden gewiß eine weniger platonische Bedeutung erhalten, wenn ich noch ein Mensch wäre! Leider bin ich aber nur noch ein Geist; Dir mag dies schon recht sein, mir aber paßt es nur herzlich schlecht.

Die französische Ausgabe meiner Gedichte ist soeben erschienen und macht Furore. Doch werden diejenigen meiner Gedichte, welche, wie der „Neue Frühling," noch nicht veröffentlicht wurden, erst in zwei oder drei Monaten in einem der letzten Bände der französischen Ausgabe erscheinen. Es ist, wie Du siehst, keine Zeit verloren. Ja, ich freue mich, Dich wiederzusehen, Du, meines Herzens liebliche Mouche! Du, allerreizendstes Moschuskätzchen, das zugleich sanft wie ein Angorakätzchen ist, welche Art ich am meisten liebe! Lange bevorzugte ich die Tigerkatzen; doch diese sind zu gefährlich, und die Küsse, welche sie bisweilen auf meinem Antlitze zurückließen, behagten mir durchaus nicht. Mir geht es immer sehr schlecht; nichts als Widerwärtigkeiten, Anfälle rasendster Schmerzen,

Wuth gegen meinen Zustand, der hoffnungslos ist! Ein Todter, der nach den glühendsten Genüssen des Lebens dürstet! Das ist entsetzlich! Lebe wohl! Mögen die Bäder Dich kräftigen und Dir gut thun. Die herzlichsten Grüße von Deinem Freunde

Heinrich Heine.

Paris, den 20. Juli 1855.

Meine liebe Freundin!

„Du bist in Paris und zögerst doch, zu mir zu kommen und mir die Hand zu drücken. Ich sehne mich ganz gewaltig danach, das Moschusparfüm Deiner Handschuhe zu riechen, den Ton Deiner Stimme zu hören und einen Kuß auf Dein Schwabengesicht zu drücken. — Sei nicht böse: — so anmuthig Du auch bist, so gemahnst Du mich doch immer an ein schwäbisches Vögelein!

Komme aber bald. Ganz der Deine,

H. Heiné.

(Er pflegte seinen Namen wohl mit einem Accent zu schreiben, wenn er sich der französischen Sprache bediente.)

12.

Das Erscheinen der französischen Ausgabe seiner Gedichte und Reisebilder hatte die Stimmung des Dichters günstig beeinflußt, und etwas davon spricht sich auch in den vorstehenden Briefen aus.

Von dem Standpunkte aus, den der wachsende Realismus mit seinen gesteigerten Ansprüchen geschaffen hat, ließe sich ja mancher Einwand gegen den Plan und die Anlage dieser Reisebilder erheben. Immerhin aber werden sie, diese lose durcheinander gewürfelten Bruchstücke, die der Form nach einer Sammlung von Albumblättern gleichen, zu dem Besten

gehören, was der Dichter geschaffen hat. Hier, wie in einigen seiner schönsten Gedichte, entreißt er sich, fühlt man, der Fessel sonstiger Gewohnheit; er schreibt nur für sich, ohne nach Beifall oder Tadel zu fragen, und losgelöst von der Berührung mit menschlicher Borniertheit und jenen engherzigen, pedantisch steifen Leuten geht sein Weh unter in dem unendlichen Genuß, die Luft der Höhen atmen zu können. Abwechselnd entwirft der Dichter, der Maler, der große Künstler Skizzen jener malerischen Gipfel, auf welche Göthe seine Walpurgisnacht verlegt und der lieblichen, friedlichen Landschaft südlicher Gegenden, und reine Freude, befreites Aufatmen, gesättigtes Wonnegefühl spricht aus diesen Bildern voll Licht und Leben. Gewiß haben die meisten Künstler und Schriftsteller nicht mehr gesehen, will ich sagen, wohl aber mehr Reisen gemacht. Eine Fahrt nach London, ein Ausflug an die See, den Harz, eine angefangene italienische Reise, ein Badeaufenthalt in Bagnères — damit ist Heines Reiseleben beinahe erschöpft. Wer aber von unseren neueren Stilisten versteht es besser, mit einem Feder=

...rische Charakter und Farbenton einer Landschaft zu treffen? Man denke nur einmal daran, was alles über Italien geschrieben worden ist! Leute, die dort in sechs Wochen Material zu einem Buche sammeln wollen, sehen mit dem befangenen Blicke des Fremden, den es ärgert, auf alte Gewohnheiten verzichten zu müssen. So werden der Gastwirt, der die Höhe der Rechnung nach dem Äußern seines Gastes bemißt, die kleine Italienerin, die sich zeigt, wie sie ist, zu Typen der Verdorbenheit und Gemeinheit, der halb nackte, jugendliche Bettler, der sorglos herumhüpft, der stattliche Priester in seinem mit Spitzen bedeckten Gewande zu Komödianten niedrigster Sorte. Statt zu prüfen, vergleicht man, und ohne die Unterschiede in der Natur, dem Klima, der Erziehung, dem Charakter in Rechnung zu bringen, zieht man über Sitten und Gebräuche her, deren Hauptfehler darin besteht, daß sie von den unsrigen abweichen. Schriftsteller, die, von kleinlicher, engherziger Neugierde beseelt, auf Kosten desselben Volkes, das sie zu verachten behaupten, Geld gewinnen wollen, können keine all zu treuen Bilder

bringen, und meistens beschränken sie sich denn auch auf Sammlungen, Altertümer und Schätze aller Art, woran Italien reich ist, woraus aber noch immer keine Kenntnis von Land und Leuten sich erschließt. Man scheint zu vergessen, daß jedes Kunstwerk tot ist, in dem der Geist des Schöpfers nicht lebendig pulsiert. Ein solches Leben aber durchströmt die „Reisebilder," was sich gegen ihre Anlage auch vorbringen läßt. In diesem Meisterwerke finden wir ein bis jetzt unübertroffenes Bild jenes irdischen Paradieses, als dessen Eva man Göthes Mignon bezeichnen könnte. Während in dem großen deutschen Klassiker das antike, klassische Italien lebt, greift der Sohn Israels mit seiner schöpferischen Phantasie aus dem jungen, lachenden Italien der Gegenwart lebensvolle Gestalten heraus. Ihm ist das Vaterland Dantes nicht blos ein ungeheurer, großartiger Kirchhof, wo Cypressen den Marmor beschatten, sondern er erblickt einen Feengarten, ein Zaubereiland, wo das ewige Fest der Jugend und Liebe ohne Aufhören gefeiert wird. Göthe meißelt in seinen „Römischen Elegieen" ein großartiges Reliefbild, Byron

und Lamartine stimmen auf ihrer Lyra ein Loblied an, Heine aber hat nichts als Prosa für das geliebte Land, weiß es jedoch in dieser so herrlich zu schildern, daß man sich unwillkürlich fragt, ob nicht das Original hinter diesem Bilde zurückbleibt. Das von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldete Kloster, dessen Fresken von heiligen Wundern verkünden, und in dessen Spitzbogen der enge Horizont der Berge sich einrahmt; das friedliche Florenz unter dem azurblauen Himmel, auf das der Wanderer, an eine Fichte gelehnt, von der Höhe herabschaut; die Säulenhalle des Palastes mit ihren Bildern und schönen, bleichen Frauen, deren Lachen am Abende hier ertönt; die heilige Madonna mit ihrer Strahlenkrone, die den Vorübergehenden an die Liebe einer Jungfrau gemahnt; einsame Gärten, in denen Marmorstatuen zwischen dem Lorbeer und der Myrte die Erinnerung an die Götter Griechenlands wachrufen; die Nacht mit ihrem wolkenlosen Himmel und geschäftigen Treiben; das goldstrahlende Heiligtum und die in heißer Leidenschaft aufflammenden Beter — es zieht auf einigen Blättern der

Reisebilder an uns vorüber. Aber der Medaille fehlt nicht die Rückseite, und neben dem Bilde steht auch die Karikatur. Der plumpe, jüdische Bankier, der den Gelehrten spielen will und die aufgehende Sonne mit Versen an die untergehende begrüßt, die protestantische Engländerin, die sich für geistreich hält, wenn sie das bespöttelt, woran das katholische Italien hängt, sind sehr gelungene und beißende Typen jener schlimmen Unvermeidlichen, die sich zu Hause langweilen und leider Geld genug besitzen, um sich guten, einfachen Leuten aufzudrängen, auf die verächtlich herabzusehen sie sich auf Grund ihrer Nationalität und ihrer Bibel für berechtigt halten.

13.

Ich bin aus Wildbad zurückgekehrt und sitze wieder neben dem Bette des Kranken. Seine Kräfte nehmen merklich ab, und seine düstere, dumpfe Stimmung spricht aus allen Zuschriften, die ich nun, in Prosa oder in Versen, von ihm erhalte. Ich lasse einige derselben folgen; besitzen sie auch keinen großen litterarischen Wert, so legen sie doch Zeugnis ab von den Körper- und Seelenqualen, die der Dichter zu erdulden hatte.

Liebes Herz!

In meinem Kopfe sieht es so wirr aus, daß ich nicht mehr weiß, ob ich Dich gebeten

habe, heute (Donnerstag) oder erst morgen (Freitag) zu kommen.

Heute steht es schlecht um mich, und der Sicherheit wegen wollen wir Deinen lieben Besuch auf nächsten Sonnabend festsetzen. Dann aber werde ich auch bestimmt auf Dich rechnen. — Komme bald! — Ich ergreife diese Gelegenheit, um Dir das Manuscript der Gedichte zu schicken, und bitte Dich, es durchzusehen, und dann mitzubringen, damit wir es zusammen lesen und Du mir Deine Meinung über etwa vorzunehmende Änderungen sagen kannst.

Süßes, liebes Geschöpf! ich bin sehr elend, leide aber ebenso moralisch, wie physisch. Die deutsche Ehrlichkeit und Treue zeigen sich mir gegenüber in J..... f..... Ich schließe die Lotosblume in meine Arme und bin ihr ergebener

Donnerstag. H. H.

Freitag, den 11. Jan. 1856.

Liebes Kind!

Ich habe einen Anfall von Migräne, der, fürchte ich, noch morgen andauern oder sich

wohl gar verschlimmern wird. Ich beeile mich, Dich davon zu benachrichtigen, damit Du weißt, daß morgen keine Schule ist, und Du über Deinen Nachmittag nach Belieben verfügen kannst. Dafür aber rechne ich übermorgen (Sonntag) auf Dich. Wenn Du nicht kommen kannst, so laß es mir wissen, mein liebes, süßes Kind. Ich werde Dich nie schlagen, selbst wenn Du eine solche Strafe durch übergroße Dummheit verdienen solltest. Um die Ruthe handhaben zu können, müßte ich auch schon mehr Kraft besitzen, als es jetzt der Fall ist. Ich bin niedergeschlagen, krank und traurig.

Ich küsse die patte de mouche.

Dein Freund

H. H.

Ich denke unaufhörlich an meine Mouche, will sie aber weder heute (Dienstag) noch morgen sehen: — ich bin sehr krank! — doch Donnerstag rechne ich auf die allersüßeste Mouche.

Ich kann nicht sehen, was ich schreibe.

Dienstag. H. H.

Liebe Freundin!

Ich bin noch immer sehr krank und will Dich heute nicht sehen. Aber ich hoffe, Du wirst morgen (Sonntag) kommen können. Schreibe mir ein Wort, wenn Du übermorgen nicht kommen kannst.

Dein armer Freund
Nebukadnezar II.

Du mußt nämlich wissen, daß ich jetzt so unvernünftig wie der König von Babylon bin und nur gehackte Kräuter esse, die meine Köchin „Spinat“ nennt.

Allerliebstes reizendes Kätzchen!

Ich will Dich morgen (Mittwoch) nicht sehen, und zwar weil ich eine Migräne im Anzuge fühle, wenn Du mir aber am Nachmittage des Freitags einige Augenblicke widmen könntest, würde mich dies dafür entschädigen, Dich so lange nicht gesehen zu haben. Von Freitag ab sollen mir alle Tage gleich recht sein, um Dich zu empfangen, und je öfter Du kämst, desto glücklicher wäre ich. Meine liebe, kleine, allerreizendste Mouche, komm, summe mit Deinen Füßchen um mich herum! Ich kenne

ein Lied von Mendelssohn, dessen Refrain lautet: „Komme bald!“ Diese Melodie geht mir beständig im Kopfe herum. „Komme bald!“

Ich küsse die beiden lieben Füßchen, aber nicht zugleich, sondern eins nach dem anderen.

Lebe wohl.

H. H.

Süßes Geschöpf!

Mein Kopf thut mir heute entsetzlich weh, und ich fürchte, morgen folgt die Fortsetzung hiervon. Daher bitte ich Dich, morgen (Sonntag) nicht zu kommen, sondern erst Montag; es sei denn, daß Du hier zu thun hättest, in welchem Falle Du auf eigene Gefahr kommen müßtest. — Ich möchte Dich so gerne wiedersehen, letzte Blume meines traurigen Herbstes, über alle Maßen geliebtes Wesen!

Ich bin immerfort mit närrischer Zärtlichkeit

Dein ergebener

H. H.

Ich will sogleich die niedlichen Briefumschläge benutzen, um das liebe Händchen zu

küssen, dieses Händchen, das ihnen eine so zierliche Adresse gegeben hat. — Ich habe eine schlechte Nacht verbracht, husten mußte ich, daß ich glaubte, es ginge zu Ende und ich kann nicht sprechen. — Zugleich Dank für die vortreffliche Abschrift des Briefes an Frau v. R.

Grüße, Liebkosungen! ich lache vor Schmerz; ich knirsche mit den Zähnen, ich komme noch um meinen Verstand.

H. H.

Liebste Mouche!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfweh, das wahrscheinlich erst morgen (Mittwoch) vorüber sein wird, so daß ich meine geliebte Mouche vor übermorgen (Donnerstag) unmöglich werde sehen können. Welcher Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow. Nie war ein Dichter elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. — Ich küsse — Dein ganzes niedliches Figürchen, aber nur in Gedanken. Gedanken, das ist alles, was ich Dir bieten kann, armes Mädchen! — Auf Wiedersehen!

H. H.

Dienstag Mittag.

„Die Korrekturbogen brauche ich vor Donnerstag nicht.“

Geliebte Mouche!

Ich habe mich durch eine sehr, sehr schlimme Nacht durchgestöhnt und verliere fast den Muth. Ich hoffe, Dich morgen um mich herum summen zu hören. Dabei bin ich sentimental wie ein Mops, der zum ersten Male liebt. Wenn ich doch alle diese Sentimentalitäten auf die Reize der Frau Koreff ausschütten könnte! Aber das Schicksal versagt mir sogar diesen Genuß. Doch Du verstehst nichts von dem, was ich da sage, Du bist ein Gänschen.

Dein
Gänserich I,
König der Vandalen.

Liebe, holde Freundin!

Dank für Deine so liebreichen Zeilen. Ich bin zufrieden, Dich gesund zu wissen; — aber ach! ich bin immer sehr krank — schwach und bekümmert; bisweilen bis zu Thränen erregt durch den geringsten Unfall, den kleinsten

schlimmen Streich, womit das Schicksal mich zu seinem Vergnügen bedenkt. — Jeder Kranke ist ein Einfaltspinsel. — Ich lasse mich nicht gern in einem so elenden Zustande sehen; — aber was thut's! — meine Mouche muß ich doch summen hören. Komme bald! — so bald es der gnädigen Frau gefällig ist, oder vielmehr so schnell als möglich, hörst Du, mein süßes, mein geliebtes Gesichtchen! — — Ich schicke Dir ein Gedicht, daß ich da aufgekritzelt habe: nichts als Tollhäusler-Poesie.

Der Narr an eine Närrin. H. H.

Paris, den 15. August.

Süßes Geschöpf!

Gestern noch schrieb ich diese Zeilen an Dich, schickte sie aber nicht ab, denn ich war so elend! — Heute höre ich zu meinem großen Bedauern, daß Du hier gewesen bist, und ich beeile mich, Dir zu schreiben, um dich um baldige, aber sehr baldige Wiederholung Deines Besuches zu bitten. Ich befinde mich bedeutend besser. Tausend Dank für die Gedichte, obgleich ich sie noch nicht gelesen habe. Aufs liebevollste der Deine. H. H.

Mein süßes Kind!

Ich bin nicht mehr krank, wohl aber verdrießlich; denn seit 2 Tagen arbeitet man vor meinem Fenster, um dort ein Zelt zu errichten, ohne das ich mich ganz gut behelfen könnte. Dein kleines Manuscript lese ich wieder und wieder mit großem Vergnügen; wir werden noch davon sprechen. Komme also morgen, wenn es Dir möglich ist. Ich dürste danach, Dich wiederzusehen, und denke unaufhörlich an Dich, liebliche Mouche.

Donnerstag früh. H. Heine.

Der Besuch meiner kleinen Mouche hat mich gestern erquickt; unaufhörlich denke ich an das vortrefflichste, bezauberndste, anmuthigste Geschöpf, das ich je gesehen! Nun aber soll ich Dich erst übermorgen wiedersehen. Welch eine Ewigkeit! Unterdessen könnte ich ganz leicht hundert Mal sterben. Denke ein wenig an mich, kleine Gans.

Dein unterthäniger

Dienstag. Hans.

Anmuthige Freundin!

Heute bin ich so krank, daß ich es morgen noch mehr zu sein fürchte. Daher muß ich Dich bitten, mir das Glück Deines Besuches für Sonnabend oder Sonntag zu schenken. Dein kleiner Schleier liegt sorgsam zusammengefaltet auf meinem Schreibtische.

Ich liebe Dich mit der Zärtlichkeit des Sterbenden, das heißt, mit der überhaupt denkbar größten Zärtlichkeit.

Dienstag. H. Heine.

Sonntag, den 30. Sept. 1855.

Liebes Herz!

Das Wetter ist schlimm, ich bin es ebenfalls und ich will meine Lotosblume keinem häßlichen, rauhen Nebel aussetzen. Ach Gott! wie gerne gäbe ich Dir doch einen dieser glanzvollen Tage, wie man sie an den Ufern des Ganges durchlebt, und wie sie den Lotosblumen zukommen! Komme bald! — aber noch einmal, nicht heute. Ich erwarte Dich Mittwoch, am Nachmittage. Ich hoffe, daß Dir dieser Tag recht sein wird.

Ich küsse u. s. w. H. Heine.

Geliebte!

Mir ist elendiglich zu Muthe, und ich fürchte, noch zwei Tage so zu sein. Ich schreibe Dir daher eilends, daß ich Dich erst mitten in der Woche wiedersehen kann, um unser Beisammensein durch keinen Kopfschmerz zu stören.

Ergeben und treu

Sonntag früh. H. Heine.

Liebes Herz!

Ich bin sehr leidend und im höchsten Grade verdrießlich. Mein rechtes Augenlid hat es dem anderen nachgemacht und kann sich nun nicht mehr aufthun; es ist mir kaum noch möglich zu schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke viel an Dich, mein Herzblatt. Die Novelle hat mich keineswegs gelangweilt und verspricht viel für die Zukunft. Du bist nicht so dumm, wie Du aussiehst; aber sylphenhaft bist Du über alle Beschreibung, und daran habe ich meine Freude. Werde ich Dich morgen wiedersehen? Ich weiß es noch nicht; hält mein leidender Zustand an, so bekommst Du Gegenbefehl.

Ich fühle mich von einer häßlichen, weiner-

lichen Stimmung beherrscht. Mein Herz zuckt krampfhaft. Ich möchte todt oder ein solch gesunder Kerl sein, der keine Arzneimittel braucht.

Elend, Dein Name ist H. Heine.

Liebes Herz!

Bin sehr elend; habe 24 Stunden hindurch entsetzlich gehustet; der Kopf ist mir wie gerädert, wird es wahrscheinlich auch noch morgen sein. — Daher bitte ich die Theuerste, ihren für Donnerstag festgesetzten Besuch auf Freitag zu verlegen. Mein Serinski (H. v. Zichlinsky, der Sekretär) läßt mir sagen, daß er krank ist und die ganze Woche hindurch nicht kommen kann. Welch ärgerlicher Querstrich, welch eine fatale Situation! Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei dem Thierschutzverein verklagen. Ich rechne darauf, Dich Freitag zu sehen; unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dein unvernünftiger

H. Heine.

14.

Es steht schlimm um den Kranken, der sich nur noch aufrecht erhält durch die Energie seines Willens und das fieberhafte Verlangen, die Abfassung seiner Memoiren zu vollenden, die gleichzeitig eine Rechtfertigung seines Handelns und eine Ergänzung seiner Werke in sich schließen sollen. Man weiß, daß ernste Bedenken sich der Veröffentlichung dieses merkwürdigen Dokumentes widersetzt haben, und es ist schwer zu entscheiden, ob dies zu bedauern wäre. Ein Buch soll nicht beleidigen, sondern belehren, und überdies verlieren nach Verlauf einer gewissen Zeit

persönliche Angriffe und der damit aufgewirbelte Staub an Interesse.' Der größere Teil des Publikums interessiert sich nicht für Personen, die von der Bildfläche verschwunden sind, findet somit an dem ganzen Streite nur eine kleinliche Seite heraus und fragt mit gutem Grunde, was denn eine Verteidigungsrede soll, wo doch Niemand mehr an eine Anklage denkt. Die Verwandten und Freunde des Dichters aber bedauern die Nutzlosigkeit einer Arbeit, die vielleicht mit dazu beigetragen hat, ein kostbares Leben zu verkürzen. Unzählige Male habe ich Heine getroffen, wie er große, weiße Papierblätter vor sich liegen hatte, und diese mit jenen markigen Schriftzügen bedeckte, deren Form allein schon die Kühnheit und Klarheit seiner Gedanken verriet. Mit fieberhafter Geschwindigkeit flog die Bleifeder dahin und wurde zwischen den abgenagerten Fingern des Kranken gleichsam zu einer tötlichen Waffe, mit welcher einem scheinbar fleckenlosen Rufe zu Leibe gegangen werden sollte. Eines Tages verstummte plötzlich das Geräusch der Feder, und es ertönte ein Lachen, aus dem gesättigte Rache sprach. Ich

sah Heine an. „Ich halte sie,“ rief er, „weder tot noch lebendig können sie mir jetzt entschlüpfen. Wer es gewagt hat, sich an mir zu vergreifen, kann sich freuen, wenn er diese Zeilen liest! Heine stirbt nicht wie der erste Beste, und die Krallen des Tigers werden auch noch nach dem Tode des Tigers zerfleischen.“

15.

Noch nicht diese Krallen haben den Dichter überlebt, nicht sein Haß, auch nicht die Erinnerung an seine Irrtümer oder Fehler; wohl aber ist die unvergleichliche Schönheit seiner Sprache, die unwiderstehliche Anmut der Bilder, die er heraufzauberte, unvergessen.

Fassen wir die einzelnen Züge zu einem Gesamtbilde zusammen, so blicken wir in ein Dichterleben voll seltsamer Widersprüche in äußerer und innerer Gestaltung. Der Geist, der von einem ätherischen Hauche durchdrungen, der tiefsten, seelenvollsten Empfindung fähig,

in deutschem Wesen wurzelt, geht doch auch wieder im pariser Elemente auf und zeigt sich als der größte Spötter, voll boshaft derber Sinnlichkeit; der Stil, der bisweilen einfach wie der einer alten Volksballade ist, scheint mitunter wiederum wie für den verwöhntesten Gaumen des anspruchsvollsten modernen Lesers berechnet zu sein; der heidnische Genius, der griechische Gottheiten von so vollendeter Schönheit meißelt, daß man die herrlichsten Marmorstatuen vor sich zu sehen glaubt, stößt auf eine Phantasie, welche Schmerzensjungfrauen schafft, wie sie in den düstern Rahmen alter christlicher Klöster hineingehören, und der Sinn, den es unablässig nach dem schönen Griechenland und dem freude- und glückstrahlenden Leben eines Plato und Phidias zieht, kehrt immer von neuem zu den strengen, frommen Gestalten zurück, wie sie Albrecht Dürer und Wilhelm von Köln auf ihren Kupferplatten verewigt haben. Nach den verschiedensten Kulturen werden Streifzüge unternommen, nach Spanien, Persien, Italien, besonders aber nach Indien mit seinen heiligen Flüssen und blühenden Lotosblumen, denn

hier allein, unter der glühende Sonne, neben dem üppig wuchernden Leben, scheint des Dichters allgewaltige Phantasie Nahrung finden zu können.

Steigt man nun aus dieser Region des Geistes in die des wirklichen Lebens hinab, so stößt man auf nicht mindere Gegensätze. Der Jude wird von einer freisinnigen Mutter erzogen und besucht, in einem protestantischen Lande geboren, eine Jesuitenschule.

Stolz, thatkräftig, nach Unabhängigkeit dürstend, setzt seine jüdische Abstammung ihn der Verachtung aus, während seine Armut ihn in Fesseln schlägt und ihm nur schmale Bissen zuwirft.

Der Lobredner Napoleons betet die Freiheit an; er, der im Herzen ein Deutscher ist, stirbt fern von seinem Vaterlande, und von den wildesten Stürmen heftigster Leidenschaft durchtobt, sieht sich der Gelähmte zehn Jahre an sein Bett gefesselt und muß mit der Hand die Wimper aufheben, um das Auge öffnen zu können.

Sein Leben ist nur ein Zusammenströmen heterogenster Elemente, wie das Göthes

sich in vollendet harmonischem Gleichgewichte bewegt, und sein Werk gleicht einem Fläschchen orientalischer Wohlgerüche, die für unsere Nerven zu stark und auserlesen sind.

16.

Im Laufe unserer Unterhaltung pflegte Heine sich gern seiner Kindheit zu erinnern, und nie hörte ich ihn anders als mit dankbarer Liebe von den Seinigen sprechen, für die er, der so viel verleumdete Mann, ein seltenes Zartgefühl und eine grenzenlose Achtung an den Tag legte. Krank, halb blind, an der Schwelle des Todes stehend, war er darauf bedacht, seine Mutter nicht mit in sein Elend hineinzuziehen, und ihr Name stand ihm zu hoch, als daß er ihn oft über seine Lippen hätte kommen lassen. Sie hatte ihm seine erste geistige Nahrung gegeben, und

aus ihrem Blute, ihrem Wesen hatte er Kraft und Originalität geschöpft.

Frau Betty Heine, geb. v. Geldern, war die Tochter eines sehr angesehenen jüdischen Arztes und hatte, wie manche Familien des XVIII. Jahrhunderts es mit ihren jungen Mädchen zu machen pflegten, eine streng wissenschaftliche Erziehung erhalten. Man konnte sie einen weiblichen Logiker nennen; auf die Genauigkeit des Ausdruckes legte sie einen sehr hohen Wert, und eine hochtrabende Redeweise schien ihr das sicherste Mittel zu sein, sich lächerlich und abstoßend zu machen; in die Sentimentalität ihrer Zeit war sie nie verfallen. Ihre Hinneigung zu Frankreich, das sich ihr durch Voltaire und Rousseau erschlossen hatte, war eine natürliche Folge ihrer geistigen Veranlagung und der bestehenden Verhältnisse. Was für ein Band sollte sie denn eigentlich an die preußische Regierung fesseln, welche das Judentum unterdrückt hatte? Ihr Volk aber und ihre Religion waren ihr Vaterland und fanden unter französischer Gleichheit einen besseren Schutz als unter deutschem Pedantentum. Als Napoleon I. Frankreich bis

an die Ufer des Rheines ausgedehnt hatte, und die Häuser zu Herbergen wurden, öffnete auch Frau Heine das ihrige den schönen, heiteren Soldatengestalten, die Land und Herz gleichzeitig erobern wollten, und empfing sie mit liebenswürdiger Gastfreundschaft. Als einzige Gegenleistung erbat sie sich von ihnen die Gunst, mit ihren Kindern französisch sprechen zu wollen, und man frage, ob die Herren sich bitten ließen. Ein ausgewanderter Abbé und ein fröhlicher Tambour, welcher in den ersten Kriegen unter dem Direktorium mitgekämpft hatte, unterrichteten den künftigen Dichter im Französischen und machten, nach den Fortschritten des Schülers zu urteilen, ihre Sache vortrefflich. Heine lernte nicht allein die fremde Sprache, sondern es ging auch das vollste Verständnis für ihren Geist in ihm auf, und er begriff, worauf sich nur wenige Deutsche verstehen, welch ein Unterschied zwischen dem plumpen und dem gefälligen Stile ist, wie das Langweilige langweilig, wie das Angenehme angenehm ist. Seine französischen Lehrer unterrichteten ihn auch in der Geschichte, erzielten aber hierbei fast gar keinen

Erfolg, besonders nicht bei der römischen Geschichte, die er beständig mit der französischen verwechselte, wobei jedoch die Sprache in Betracht zu ziehen ist, in der er seine Aufgaben hersagen mußte. Diese vernachlässigte er manches Mal, wie er selbst behauptete, und spazierte dafür mit großem Behagen auf dem Olymp herum, wo er besonders der Frau Venus und ihren Abenteuern eine äußerst sorgsame Beachtung widmete. „Ihren Katechismus," sagte er, „kannte ich jedem Schüler des alten Rom zum Trotze." Dann warf er gelegentlich auch wohl einen bittenden, vielleicht spöttisch bittenden Blick auf ein Bild in den Bogengängen des alten Jesuitenklosters, auf dem Christus in den Händen seiner Peiniger dargestellt war, und welches faule Schüler mit einem ähnlichen Schicksale zu bedrohen schien.

17.

Dergleichen niedliche Geschichtchen wurden leider immer seltener und seltener; selbst in meiner Gegenwart verfiel der Dichter jenem düsteren Träumen, welches die Seele nach unbekannten, finstern Räumen zu entführen scheint. Erwachte er dann aus einem solchen Halbschlummer, so stieß er einen schweren, trostlosen Seufzer aus, oder es war auch, als ob er sich gewaltsam emporraffen wollte, und er lachte auf im Hinblicke auf irgend welche zotenhaften Geschichten oder schlüpferigen Stellen aus dem alten Testamente, die er sich selbst zu erzählen schien. Unerwartet entfuhren seinen Lippen

dann auch wieder süße, zärtliche Worte voll schwunghafter Begeisterung, durch die der Dichter mich versöhnte, wie vorhin der raffinierte, skeptische Weltmann mich zurückgestoßen hatte. Als er eines Tages bemerkte, wie ich erschreckt war, ergriff er meinen Arm und drückte ihn krampfhaft. „Verzeih," sagte er, „aber es ist bald vorbei. Mit großen Schritten kommt der Tod näher und näher, und wenn ich ihn so dicht neben mir fühle, wie eben jetzt, so muß ich mich an das Leben klammern, und wäre es auch nur an einen verfaulten Balken."

Er sprach mit leiser, hohler Stimme wie ein Toter, und seine fahlen Lippen erinnerten mich an einen dieser Vampire, die, nach der düsteren ungarischen Sage, um Mitternacht ihrem Grabe entsteigen, um aus dem Blute der Lebenden neue Kraft zu saugen.

18.

Einst hatte ich die Bekenntnisse des heiligen Augustin gelesen und kam nun in begeisterter Stimmung zum Dichter. Als dessen spöttische Miene mich verwirrte, fragte ich ihn, ob er dieses Buch nicht interessant finde. „Gewiß, reizend, bis zu dem Augenblicke, wo er sich bekehrt,“ rief er mit dieser klaren, vibrierenden Stimme, die ich nie vergessen werde, und deren Klang allein schon eine Spötterei in sich schloß.

Doch spottete er nicht immer; in gewissen Augenblicken versuchte er es, den dichten Schleier zu lüften, der die Zukunft verhüllte.

Ungläubig ist besonders der glückliche und gesunde Mensch.

Zu der Zeit, wo seine Leiden sich verschärften, erfaßte ihn oft eine Art von Begeisterung, er streckte die Arme empor und rief um Erbarmen. So kam es besonders in diesen entsetzlichen schlaflosen Nächten über ihn, wo das Trugbild entschwundenen Genusses mit der Erinnerung an erduldetes Unrecht und empfangene Beleidigungen sich mischte, wo der Fieberwahn ihm abwechselnd süße Bilder und drohende Gestalten zeigte und ihm bald einen Aufschrei, bald einen Seufzer entwand.

Oft sah er sich, wie ich schon vorhin sagte, als Kind im elterlichen Hause, begann dann mit neuen Kräften ein neues Leben, und liebe Gestalten lächelten ihm freundlich zu. Als er einst aus einem ziemlich langen Halbschlummer auffuhr, erzählte er mir, daß er von seinem Vater geträumt habe: „Er wurde frisiert und eine Wolke von Puder legte sich um ihn. In meiner Freude, ihn zu sehen, wollte ich auf ihn zustürzen. Aber seltsam, je mehr ich mich ihm näherte, je mehr ver-

wischte sich alles und nahm eine andere Gestalt an. Als ich nun die Hand meines Vaters küssen wollte, packte mich ein Todesschauer; die Finger waren trockene Reiser und mein Vater selbst ein blätterloser, mit Reif bedeckter Baum —"

Sogar in seinen Träumen blieb Heine ein Dichter; die Gabe der Poesie saß so tief in seinem Blute, daß auch die Gebilde seiner Fieberphantasien zu einem Gemälde der Dichtkunst wurden.

Eines Tages hatte er einen noch seltsameren Traum, welcher ihm den Stoff zu seinem letzten Gedichte: „Die Passionsblume" geben sollte.

Er war tot, lag starr und unbeweglich in einem prachtvollen Mausoleum, das der Meißel in vollendet schöner Form aus dem kostbarsten Marmor gebildet hatte, und dessen wundervolle Reliefbilder abwechselnd großartige und groteske Scenen, Heilige und lächerliche Personen darstellten. Es war ein Denkmal, das die anderen an Pracht und Größe weit überragte. Am Fuße des Sarkophages erwuchs aus dem Boden eine Blume von dunkler

Farbe, mit einer einzigen Blüte zwischen den lanzenförmig geschnittenen Blättern, in deren blassem Kelche man deutlich alle Marterwerkzeuge aus der Passionszeit erkannte. Plötzlich belebt sich die Blume und nimmt menschliche Züge an. Ein süßes, trauriges Antlitz beugt sich liebevoll über den toten Mann, und dieser erkennt sogleich die wohlbekannten Züge. Was zaubert das Traumbild ihm hin? Es ist das ferne Vaterland, aber nicht mehr in finsterem Zorne entflammt, nein, sanft und milde lächelt es dem Dichter, dem Menschen zu, durch dessen Leben sich die Liebe zu ihm in wechselnden Gestalten zieht, — auf Veronika folgen die rosige Bergmannstochter in der Einsamkeit des Harzes und die sagenhafte Lorelei am Ufer des Rheins, die von der Höhe stolz auf den Untergang der Opfer hinabblickt, die ihre Zauberweisen angelockt haben. Heute zeigte sich ihm ein Blumenantlitz, eine traurige, eine Schmerzensblume allerdings, aber doch immer noch eine Blume, trotz ihrer Trauer- und Todeszeichen, und er vermochte ihr nicht zu widerstehen.

19.

Als ich an einem Morgen, mitten im Dezember, zum Kranken kam, tönten mir aus dem Zimmer desselben lebhafte Stimmen entgegen. Ich trat ein. Frau Heine war nicht da, aber auf dem Platze neben dem Bette, welchen ich gewöhnlich einnahm, saß eine blonde Dame, eine anmutige, elegante Erscheinung, die mir freundlich die Hand reichte und hier wie zu Hause zu sein schien. Gleichzeitig verbeugte ein noch junger Mann mit angenehmen Zügen sich grüßend vor mir.

Heines ganze Vorstellung bestand darin,

daß er mir einen Kuß auf die Stirne drückte und sagte: „Dies ist meine Mouche.“

Ich stand der Frau Charlotte von Embden gegenüber, der geliebten Schwester des Dichters, und einem seiner Brüder, dem Herrn Gustav Heine, der damals Redakteur des „Wiener Tageblattes“ war. Beide hielten sich für verpflichtet, Worte des Dankes an mich zu richten, die mich natürlich nicht wenig verlegen machten. Augenscheinlich hatte mein armer Freund mich in ebenso lebhaften, wie warmen Farben geschildert, und ich atmete förmlich erleichtert auf, als Frau von Embden mich unter einem Vorwande in das anstoßende Zimmer führte. Hier, Auge im Auge, sprachen wir lange von dem, der uns Beiden teuer war, wobei nichts berührt wurde, was irgend einen Mißklang hätte erzeugen können. Bisweilen feuchtete derselbe Gedanke unsere Wimpern, aber wir schwiegen; auch ohne es auszusprechen, wußten wir, daß das Ende nahe war.

20.

Ahnte Heine dieses nahe Ende? fühlte er, als seine Hand in der seiner Geschwister lag, daß es ein Lebewohl für immer war? Wie dem auch sei, er blieb in nervöser Unruhe, wie im Vorgefühle neuer Sorgen zurück. Doch trotz dieser Sorgen und Ahnungen, die um so drückender sein mußten, da sie auf einem Sterbenden lasteten, verließ ihn seine Liebenswürdigkeit nicht. Ich spreche hier nicht von dieser wunderbaren Lebenskraft und Lebensfähigkeit, wovon er mitten in den unerträglichsten Leiden nichts einbüßte, sondern nur von diesem Sichselbst-Vergessen um Anderer willen.

Neujahr und alle diese Erinnerungstage, welche Kranke sonst wohl achtlos an sich vorübergehen lassen, erweckten in ihm nur den Wunsch, Andere durch liebenswürdige Aufmerksamkeiten zu erfreuen. Mehr als 26 Jahre sind seit seinem Tode dahingegangen; immer aber richten meine Blicke sich mit gleicher Rührung auf das Kästchen in rosaseidener Umhüllung, das er mir, mit Süßigkeiten angefüllt, und von einem seiner liebenswürdigsten Briefe begleitet, am 1. Januar 1856, sechs Wochen vor seinem Tode, schickte.

Liebes Kind!

Ich sende Dir meine Glückwünsche zum neuen Jahr und gleichzeitig ein Kästchen mit Chocolade, diese wenigstens ist von gutem Geschmacke. Ich weiß wohl, daß Du nicht viel Freude daran hast, wenn ich mich Dir gegenüber einer Konvenienzpflicht entledige; aber besonders um unserer Umgebung willen, um den Gedanken an einen Mangel gegenseitiger Achtung nicht aufkommen zu lassen, dürfen solche kleine Aufmerksamkeiten nicht vernachlässigt werden, die zur Gewohnheit geworden

sind. Ich für meine Person liebe Dich so sehr, daß ich es gar nicht nöthig hätte, Dir einen Beweis meiner Achtung zu geben. Du bist meine süße Mouche, und meine Leiden erscheinen mir minder fühlbar, wenn ich an Deine Anmuth und Deine geistigen Vorzüge denke. Dir solche Worte, „gemünzte Luft" zu schicken, das ist leider alles, was ich für Dich thun kann. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre — spreche ich nicht aus: — Worte, Worte!

Morgen werde ich meine Mouche vielleicht sehen können. Jedenfalls aber wird sie übermorgen (Donnerstag) besuchen ihren

Nebukadnezar II,
früher Atheist Sr. preuß. Majestät,
jetzt Lotosblumen-Anbeter.

21.

In seinen Gedichten, Novellen, malerisch schönen Fragmenten ist es die Geschichte seines eigenen Ichs, die uns Heine unwillkürlich erzählt, die Geschichte eines Geistes, den die Berührung mit menschlicher Gemeinheit frühzeitig knickte. In seinen Werken steht der ganze Mann vor uns, und bis zum letzten Augenblicke blieb ihm dieselbe fessellose Phantasie, derselbe kühne Schwung des Gedankens und der Sprache, dieselbe Elasticität des Geistes, derselbe Abscheu vor leerer Sentimentalität, dieselbe gelungene Mischung von tiefer Zärtlichkeit und kaltem Spotte, wodurch

ihm der Stempel der Unmoralität aufgedrückt wurde, zunächst von seinen Landsleuten, und dann von Allen, denen Erziehung und Charakter es unmöglich machen, das Feuer und die Widersprüche einer Künstlernatur zu begreifen.

Dem Beispiele großer Maler folgend, nimmt Heine sich gerne selbst zum Gegenstande des Studiums, und für zahlreiche Skizzen schneidet er sich ein phantastisches Kostüm zurecht, wie es dem Farbentone seiner derzeitigen Stimmung am besten entspricht. Leider schreitet er nur fragmentarisch weiter und mischt die verschiedenen Zeitabschnitte durcheinander, so daß man das Kind nur flüchtig im vollendeten Manne, wie im Halbdunkel, mitten unter schwankenden Erscheinungen erblickt. In wunderliche Träumereien versunken, in denen schon die Spottlust die Rührung überwuchert, zwischen rosigem Gewölk, wo blonde Engelsköpfe neben den Gesichtern böser Dämonen erscheinen, und beweglichen Landschaftsbildern, wo bald ein Klostergarten neben den blauen Fluten eines griechischen Flusses, bald die Pflanzenwelt

Indiens neben gotischen Trümmern sich erhebt, sehen wir einen gedankenvollen oder zerstreuten Schüler, einen schwärmerischen oder cynischen Studenten, dessen Original im „Tambour Legrand," in den „Memoiren Schnabelewopskis," den „Florentinischen Nächten" und einigen der packendsten „Reisebilder" erscheint. Der künftige Heine faltet schon spöttisch die Lippe, hat frühzeitige Furchen auf seiner Stirne und ein Durcheinander von seltsamen Gestaltungen in seinem Innern. Mit Vorliebe bringt er schöne Gestalten in widernatürlichen Gruppen: hier eine Sphinx, von einem blutenden, ohnmächtigen Jünglinge umschlungen, dort einen Mann, der einen Leichnam in seine Arme drückt. Aber gleichviel ob schön oder schreckhaft, diese Gestalten packen und fesseln den Blick, und hinter ihnen gewahrt man eine noch seltsamere Erscheinung, die des Dichters: ein bleiches Antlitz mit feurigem Auge, kaltem Lächeln, gestempelt durch Schaffensdrang, Forschungstrieb und eine unendliche Gedankenfülle. Hier wohnt ein Geist, dem Originalität und ein auflehnendes Element gleich angeboren sind, welcher

von Anfang an der öffentlichen Meinung nicht achtete und an dem Joche des Gesetzes rüttelte, immerhin jedoch zu vornehm ist, um in die philosophischen Sophistereien, die zur Zeit Schillers einen jungen Menschen aus guter Familie zum Anführer einer Räuberbande machten, oder in die positivistischen Spitzfindigkeiten und Hohlheiten neueren Datums zu verfallen. Dagegen zeitigt sich schon frühe in ihm ein allgewaltiges Maß bitterer Verachtung und idealer Begehrlichkeit, ein instinktmäßiger Widerwille gegen jedes Bild voll derber Kraftfülle und ein unwillkürliches Aufsuchen fieberhaft erregter Empfindungen. Doch dem Künstler bleibt dabei immer seine Kaltblütigkeit, nur Anderen jagt er einen Schauer durch die Glieder. „Gnädige Frau,“ sagte er im Hinblicke auf eine seiner lebhaftesten Jugenderinnerungen, „Sie ahnen gar nicht, wie hübsch Veronika in ihrem kleinen Sarge aussah. Rings herum standen brennende Kerzen und warfen ihren hellen Schein auf ein blasses, lächelndes Gesichtchen und auf rotseidene Bandschleifen und Flittergold, womit man die kleine Leiche geschmückt hatte. Die

Amme, die fromme Ursula, führte mich am Abende in dieses stille Zimmer, und als ich den kleinen Sarg im hellen Kerzenschimmer sah, glaubte ich zuerst ein schönes Wachsbild zu erblicken; bald aber erkannte ich die geliebten Züge und fragte lachend, warum denn die kleine Veronika so unbeweglich daliege. Und Ursula antwortete mir: „Das ist der Tod.“

Seltsam! Das blühende Leben der Natur stößt ihn wie ein widerwärtiges, abgenutztes Bild zurück. „Ihr Gesicht,“ sagte er von einem jungen Mädchen, „hatte diese Frische, dieses Roseninkarnat, wodurch ich, der ich die Farbe des Marmors und des Todes vorziehe, peinigend berührt werde.“ Was ihn an seine geliebten sterbenden oder toten Gestalten fesselt, ist die starre Unbeweglichkeit des, der Zeit und dem wirklichen Leben entrückten Wesens. Johanna, die so eifrig zur Madonna betet, und der am Abend die Lorelei, die schöne Rheinfee, erscheint, Sophie, das bleiche Mädchen, welches dem Novalis liebend sich zuneigt und stirbt, weil es zu viel von ihm liest, die rätselhafte Heldin aus den „Florentinischen

Nächten," diese tote Maria, deren Schatten sich immer wieder zeigt, — sie gleichen sich sämtlich. Die Frauen, die Heine schafft, sind für ein langes Leben viel zu ätherisch, und ein starker, kraftvoller Lebensstrom hat ihre Adern nie durchflossen. „Wirklich geliebt," sagte der Dichter einmal zu mir, „habe ich nur Tote oder Statuen."

Immer beugt er sich nur vor der unerklärlichen Majestät des Todes, den erhabenen Gebilden aus Marmor, vor fremdartigen, unheilvollen Gestalten seiner eigenen Phantasie oder der Geschichte, vor jenen seltsamen Wesen, in denen Hoheit und Gemeinheit sich vereint, der Engel mit dem Vampir sich paart.

22.

Der Februar kündete sich schlecht an. Das Wetter war kalt, trübe, regnerisch, und der Katarrh, der mich ans Zimmer fesselte, führte eine momentane Unterbrechung meiner Besuche herbei.

Heine fand großes Gefallen an den niedlichen Märchen, die H. Laboulaye damals den Lesern des „Journal des Débats“ als Neujahrsgeschenk darbot, und hatte mich um Beschaffung der folgenden Nummer gebeten. Durch ein Versehen zögerte es sich mehrere Tage hin, bis dieselbe in meine Hände gelangte, und so kam ich erst nach Verlauf einer Woche

zu meinem Freunde zurück. Ich ahnte nicht, daß ich ihn zum letzten Male unter den Lebenden sehen sollte. Beim Eintritte fiel mir die fahle Blässe seiner Lippen auf, und ich fand ihn trübe, schwermütig, unter dem Einflusse jener Stimmung, wie sie ein trauriger Wintertag erzeugt. — „Endlich bist Du da!“ rief er mir entgegen.

Oft hatte er mich mit diesen Worten empfangen; heute aber sprach er sie in einem weniger liebevollen, fast strengen Tone aus. Also auch er verkannte mich! Die Ungerechtigkeit des Vorwurfes schnitt mir tief ins Herz, und mit einem so kranken Manne konnte ich doch nicht davon sprechen, daß ich mich gewaltsam aus meinem Bette hatte aufraffen müssen, um hierher zu kommen. Diese Unmöglichkeit marterte mich, und ich brach in Thränen aus. Plötzlich, wie wenn er meinen Schmerz gefühlt hätte, obgleich er mein Gesicht nicht sehen konnte, rief er mich zu sich heran, und ich mußte mich auf den Rand seines Bettes setzen. Die Thränen, die über meine blassen Wangen rollten, schienen ihn tief zu erschüttern.

„Nimm Deinen Hut ab, damit ich Dich besser sehen kann,“ sagte er.

Und mit einer liebkosenden Geberde zog er an meinem Hutbande. Von einer schnellen, hastigen Bewegung getrieben, stieß ich meinen Hut zurück und glitt an seinem Bette nieder. Erregte mich die bittere Erinnerung an erduldete Leiden oder das noch schlimmere Vorgefühl kommenden Unheils? Genug, mein Schluchzen suchte ich vergebens zurückzudrängen; ich war nicht mehr Herr meiner selbst und glaubte dem Sturme erliegen zu müssen, der in meinem Innern tobte. Kein Wort wurde gewechselt, aber die Hand des Freundes, welche auf meinem Haupte lag, schien mich zu segnen.

Dies war unser letztes Beisammensein.

23.

Ich hatte bereits die Schwelle des Zimmers überschritten und stand schon an der Treppe, als der Klang der geliebten Stimme noch ein Mal, deutlich zwar, aber doch wie angstvoll zitternd, mein Ohr berührte. „Auf morgen, hörst Du? säume nicht.“

Und doch säumte ich.

24.

Das Vierteljahrhundert, welches seitdem dahingezogen ist, hat meine Erinnerungen etwas verwischt, und so weiß ich nicht mehr ganz genau, warum ich an jenem folgenden Tage nicht zu meinem Freunde ging. Hatte ich das Fieber? war ich kränker? Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich. Wenn man jung und von zarter Gesundheit ist, gehen solche Erschütterungen nicht spurlos vorüber. Dessen aber bin ich gewiß, ein energisches Aufraffen, ein gewaltsames Zusammennehmen hätte mir diesen Besuch ermöglicht und mir damit den ewigen Vorwurf erspart, eine heilige

Pflicht vernachlässigt zu haben. Meine Entschuldigung dem Dichter gegenüber und meine Rechtfertigung vor mir selbst besteht darin, daß der Aufruhr, der mein Inneres durchwühlte, meine Kräfte buchstäblich lähmte. Aus dem Schlafe auffahrend, hatte ich das seltsame Gefühl, als ob ich mich verdoppele, ein Gefühl, wie es Heine so schön in dem Gedichte an mich erklärt: „Dich fesselt mein Gedankenbann.“ — Als ich dann wieder einschlief, bemühte ich mich in namenloser Angst, dem Tode zu entfliehen, der mich verfolgte und mein junges Leben in jenen Schlund stürzen wollte, der sich klaffend vor denen öffnet, welche morgen nur noch Staub und Asche sind.

25.

An jenem 17. Februar, einem Sonntage, hatte ich beim Erwachen eine seltsame Vision. Gegen 8 Uhr morgens vernahm ich in meinem Zimmer ein eigentümliches Geräusch, eine Art von Hüpfen und Flattern, wie man es wohl an Sommerabenden zu hören bekommt, wenn Schmetterlinge zum offenen Fenster hineinfliegen und nun gewaltsam einen Ausweg suchen. Ich öffnete die Augen, schloß sie aber bald wieder; in den Strahlen der Morgensonne hatte ich eine schwarze Gestalt erblickt, die einem riesengroßen Insekte glich und sich bemühte, ins Freie zu gelangen.

Ich enthalte mich jeden Kommentars über diese Vision, die übrigens die einzige meines

Lebens gewesen ist, und erwähne derselben nur um ihrer Eigentümlichkeit willen. Die Erinnerung an sie lebt am Todestage Heines immer wieder von neuem in mir auf.

Obgleich es kalt war, und ich mich noch nicht völlig wiederhergestellt fühlte, klopfte ich doch um 10 Uhr morgens bei meinem geliebten Dichter an. Als ich hörte, daß er nicht mehr sei, stand ich einen Augenblick starr, betäubt, wie völlig des Verständnisses beraubt; dann verlangte ich, ihn zu sehen.

Man führte mich in das stille Zimmer, wo der Leichnam, einer Statue auf einem Grabe gleich, in der majestätischen Ruhe des Todes dalag. Keine Spur menschlicher Leiden und Leidenschaften war auf dieser kalten Hülle zurückgeblieben, die in ihrer wunderbaren Schönheit an die göttliche Gestalt der Wallfahrt von Kevelaar gemahnte. Zur Morgenstunde war der Tod, der große Tröster, erlösend an das Bett des Dichters getreten; aber er zeigte sich auch gerecht gegen den, der ihn geliebt und besungen hatte, und schuf ein bleiches Marmorantlitz, dessen regelmäßige Züge an die reinsten Meisterwerke griechischer Kunst erinnerten.

26.

Als ich diese edle Gestalt erblickte, die in ewigem Schlafe dalag, stand ich wie gebannt vor etwas Unfaßbarem, Unbegreiflichem, und Erstarrung hielt die Thränen zurück, die sich hervordrängen wollten. Doch als ich nun die kalte Hand erfaßte, welche meine Lippen nicht mehr zu erwärmen vermochten, da erwachte die furchtbare Wahrheit in mir, und ich begriff es, daß er tot war. Jetzt fesselte mich nichts mehr an diesen Raum, und wie von einem unwillkürlichen Impulse getrieben, verließ ich das Zimmer. Dumpfe Betäubung verwirrte meine Sinne, und während

der folgenden Tage hatte ich nur ein klares Gefühl, das einer vollkommenen Öde, die erst mit meinem Leben enden sollte; es war etwas wie die Verzweiflung eines Schiffbrüchigen über mich gekommen, der dem Sturme nur entgeht, um in der Wüste seinen Untergang zu finden.

Jetzt war es also vorbei, für immer vorbei. Nun sollte ich keine süßen, zärtlichen Worte, kein Aufjauchzen mehr hören, oder, was mir noch tiefer ins Herz drang, kein heftiges, zorniges Auffahren, keine Vorwürfe, keine Scheltworte, wenn ich mich verspätet hatte oder meinen Besuch abkürzen mußte. Nun sollte ich es auch nie mehr sehen, wie ein Strahl der Freude bei meinem Eintritt die bleiche Gestalt durchzuckte, die ans Lager gefesselt war und sehnsüchtig und angstvoll mein Kommen erwartet hatte. „Du weißt nicht, Du weißt nicht, was das Wort ‚warten' für den an seinen Felsen geschmiedeten Prometheus bedeutet," entrang es sich ihm dann wohl wie ein Aufschrei marternder, qualvoller Angst. Wo konnte ich je eine solche Liebe finden? Und das Schweigen des Todes antwortete

mir auf diese Frage. O! hätte ich doch von neuem diese Stürme heraufbeschwören können, die noch soeben mein Inneres durchtobten und mein ganzes Sein in allen Fugen zu erschüttern drohten! An alles hatte ich gedacht, nur nicht an dieses plötzliche Schweigen, an alles, nur nicht an diese lautlose Öde, und schon der bloße Gedanke hieran wog schwerer auf meinen Schultern, als das Blei seines Sarges jemals auf denen des Toten lasten konnte. Ich hatte vor ihm zu sterben gewünscht, und jetzt rächte er sich im Grabe dafür.

Mit Genehmigung der Herren Hoffmann & Campe in Hamburg — der Verleger von Heines Werken — folgt nachstehend das letzte Gedicht desselben.

I.

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer und Skulpturen,
Wo Mensch und Thier vermischt, Centaur und
Sphinx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein todter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeißelte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit seinen liederlichen Heidengöttern,
Adam und Eva stehn dabei, sind Beid'
Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Troja's Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor sah man;
Moses und Aaron gleich daneben stand,
Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto und Proserpine und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaam's,
— Der Esel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort sah man auch die Prüfung Abraham's
Und Loth, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schaun der Tanz Herodias',
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
Die Hölle sah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier skulpiert
Des geilen Jovis Brunst und Frevelthaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Diana's wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
Hier sah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
Am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
Man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
Und disputieren mit den Orthodoxen.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Judäa's! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch, wunderbar! derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der todte Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, räthselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugniß, heißt es, gebe diese Blum',
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge sie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den
Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch, Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildniß sich,
Und das ist Sie — die Liebste, ja Dieselbe!

Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küssen mußt' ich Dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig Dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was Du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol' und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
Den Kampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh',
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum' verscheuchte dieses Toben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe.
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
Es waren meines Grabmals Basrelieffe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputiren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifernd wild mit Mosis Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partein: Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieser Kontroverse, der langweil'gen,
Da war zumal der Esel Balaam's,
Der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem I—a, I—a, dem Gewiehr,
Dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Auch die folgenden Gedichte werden mit Genehmigung der Herren Hoffmann & Campe hier wiedergegeben.

II.

Mich fesselt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich sann,
Das mußt Du denken, mußt Du sinnen —
Du kannst nicht meinem Geist entrinnen.

Stets weht Dich an sein wilder Hauch,
Und wo Du bist, da ist er auch;
Du bist sogar im Bett nicht sicher
Vor seinem Kusse und Gekicher!

Mein Leib liegt todt im Grab, jedoch
Mein Geist, der ist lebendig noch,
Er wohnt gleich einem Hauskobolde
In Deinem Herzchen, meine Holde!

Vergönn das traute Nestchen ihm,
Du wirst nicht los das Ungethüm,
Und flöhest Du bis China, Japan —
Du wirst nicht los den armen Schnapphahn!

Denn überall, wohin Du reist,
Sitzt ja im Herzen Dir mein Geist,
Und denken mußt Du, was ich sann —
Dich fesselt mein Gedankenbann!

III.

Laß mich mit glühenden Zangen kneipen,
Laß grausam schinden mein Gesicht,
Laß mich mit Ruthen peitschen, stäupen —
Nur warten, warten laß mich nicht!

Laß mit Torturen aller Arten
Verrenken, brechen mein Gebein,
Doch laß mich nicht vergebens warten,
Denn warten ist die schlimmste Pein!

Den ganzen Nachmittag bis Sechse
Hab gestern ich umsonst geharrt —
Umsonst; Du kamst nicht, kleine Hexe,
So daß ich fast wahnsinnig ward.

Die Ungeduld hielt mich umringelt
Wie Schlangen; — jeden Augenblick
Fuhr ich empor, wenn man geklingelt,
Doch kamst Du nicht — ich sank zurück!

Du kamest nicht — ich rase, schnaube,
Und Satanas raunt mir in's Ohr:
Die Lotosblume, wie ich glaube,
Moquiert sich Deiner, alter Thor!

IV.

Worte! Worte! keine Thaten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!